

# DIE FACKEL

---

Nr. 103

WIEN, ANFANG MAI 1902

IV. JAHR

---

[Der landläufige Antimilitarismus]

Die Reinkultur des landläufigen Antimilitarismus wird in der 'Arbeiter—Zeitung' gezüchtet, und weil der Kriegsminister 38 Millionen, zu denen noch 180 bis 200 weitere kommen werden, für die Neubewaffnung der Artillerie fordert, ist das sozialdemokratische Blatt in einen Paroxysmus von Wut geraten. Niemand dürfte sich wundern, wenn die sozialdemokratischen Abgeordneten demnächst dringlich die vollständige Abrüstung beantragen würden. Aber niemand wird auch solches erwarten, der von dem ethischen, durch Bedenken, den üblichen politischen, nur durch Denken nicht gehemmten Radikalismus unterscheiden gelernt hat. Die Alternative »Friedensidee oder Militarismus« ist von bürgerlichen Idealisten längst entschieden, aber jener Sozialdemokratie noch kaum gedämmert, die auf einem Weltkongreß die allgemeine Abrüstung verworfen hat, deren beste Köpfe für das die Schrecken des Kriegs vermehrende Milizsystem eintreten, und deren jüngere Mitglieder sich mit dem Gedanken an den Eintausch von Arbeiterschutzgesetzen für Kanonen vertraut zu machen beginnen. Der Antimilitarismus der 'Arbeiter—Zeitung' hat sich immer nur gegen den Geist der kaiserlichen Armee gerichtet, aber er vermag sich mit dem Bestande eines Heeres ganz gut abzufinden. Nur die Frage, was dieses Heer brauche, will er nicht hören. Der Kriegsminister fordert neue Kanonen. Der Friedensfreund könnte antworten: man schaffe die Artillerie ab! Soll aber die Artillerie beibehalten werden, so kommt alles darauf an, ob die alten Kanonen noch brauchbar sind. Welche unermeßliche Torheit läge darin, Jahr für Jahr hunderte von Millionen für die Erhaltung einer Armee zu verwenden, die, weil ihr ebenbürtige Waffen fehlten, leistungsunfähig wäre! Wenn es wahr ist, daß die Schußweite, Schußpräzision und Feuer-schnelligkeit unserer Kanonen nicht ausreicht, dann wäre der ganze ungeheure Armeeaufwand unsinnig, wofern man nicht noch fernere zehn Millionen jährlich für eine ausreichende Bewaffnung gewähren will. Und man kann, die radikalen Scherze der 'Arbeiter—Zeitung' in Ernst verkehrend, sagen, daß dies mehr als eine Dummheit, nämlich ein Verbrechen ist. Ein Heer von Hunderttausenden erhalten und dadurch beständig den Krieg riskieren, sodann aber dieses Heer ungenügend gerüstet in den Krieg schicken, das hieße es aufopfern. Der Kriegsminister mag unbesorgt sein; seine Forderungen werden, obgleich alle Spießbürger ebenso wie die 'Arbeiter—Zeitung' denken, bewilligt werden, weil der brave Bürger immer lieber feig als dumm ist, in das radikale Eselsgeschrei nicht einzustimmen wagt und, statt sein J—a hinauszutrompeten, ein Ja flüstert. Für alle Denkenden aber ist es klar: nicht nur der

Militarismus, sondern auch der Kampf gegen den Militarismus bedarf neuer Waffen.

\* \* \*

[Delegationsberichte und Börsenberichte]

**L**ange vor den Delegationsberichten haben sich die Börsenberichte mit den neuen Kanonen beschäftigt. Über die Schießversuche, bei denen die Stahlrohre der Skoda—Werke erprobt wurden, haben uns sachkundige Börsenreporter gewissenhaft Meldung erstattet, und während die Schießtabellen noch geheim blieben, wiesen die Kurstabellen bereits die schönsten Erfolge auf. Herr Mauthner von der Creditanstalt, der Besitzerin der Skoda—Aktien, inspizierte die Artillerie—Schießplätze der Monarchie und telegraphierte immer pünktlich seine Zufriedenheit an die Börsenblätter. Einmal konnte man sogar lesen, daß die Skoda—Werke dem Kaiser das glänzende Gelingen neuer Schießversuche depeschiert hätten. Die Börse jubelte. Es war ein klares Symbol geworden: der eherne Radetzky, der vor dem Kriegsministerium stehend nach der Creditanstalt den wegweisenden Arm ausstreckt; bei ihr mußte sich die Armee den Kanonenrohr—Stahl holen, und alle Geschützbronze sollte künftig zu Denkmälern umgeschmolzen werden. Und jetzt sind, ach, die Symbole entwertet, und Herrn Mauthners militärische Rolle ist ausgespielt. »Würde man sich,« so erklärte der Kriegsminister den Delegierten, »für Stahl entschlossen haben, so wäre es bei dem momentanen Stand der Entwicklung unserer Industrie nicht ausgeschlossen gewesen, daß wir uns diesbezüglich vom Ausland abhängig gemacht hätten, da *nur Krupp* mit absoluter Sicherheit einen solchen Stahl von so hohen Qualitäten zur Erzeugung von Geschützrohren, aus welchen Brisanzgranaten geschleudert werden sollen, herzustellen in der Lage ist.« Aber man will lieber riskieren, daß etliche Spekulanten, als daß die Geschützrohre zerspringen. Es ist nichts mit dem Skoda—Stahl, wir bleiben bei der Bronze, und der Kurs bleibt der alte. Und man hatte doch schon so zuversichtlich auf eine Besserung der Kurse gehofft! †

\* \* \*

[Die ehrlose Zeitung]

**D**ie Empörung gegen den Obersten Gerichtshof, die gemeingefährliche Formen anzunehmen droht, wird in der folgenden Zuschrift von einem neuen Gesichtspunkte beurteilt:

»Die ehrlose Zeitung«: wer künftig, im Schlagwörterbuch unserer Zeit blättern, die Verwüstung von Sprache und Denken überschaut, die die Journaille angerichtet, wird Mühe haben, den Sinn des Wortes, das sich im Zeitungsdeutsch einzubürgern droht, zu enträtseln. »Ehrlos« hat bisher den Gegensatz von »ehrenhaft« bedeutet, und die eine wie die andere Eigenschaft konnte nur von Wesen, denen Ehre zukommt, ausgesagt werden. Kein unvernünftiges Ding erfuhr solche Wertung, und niemand hat je den schlechten Köter, der nach jedem von fremder Hand gereichten Brocken schnappt, als ehrlos bezeichnet. Nun hat der Oberste Gerichtshof erklärt, auch der »Preßköter«, der gleichfalls unvernünftig ist und alle irgend erreichbaren Brocken wegschnappt, sei indifferent in Bezug auf die Ehre, ein Ding ohne Ehre. Und da kommen die Tagelöhner der Presse, und statt sich zu freuen, daß die Zeitung glücklich los von der Ehre ist, jammern sie, die Zeitung sei ehrlos

gemacht worden. Als preßfeindlich wird von den Trägern und Nutznießern der Pressekorruption ein Urteil gescholten, das doch höchstens ein intransigentem Gegner des kapitalistischen Zeitungswesens beklagen dürfte, weil es einer verworfenen Presse das unwürdige Dasein erleichtert. Denn was müßte geschehen, wenn einmal unwiderruflich festgestellt würde, daß die Zeitung Ehre besitzt, daß Blätter, die kaum durch die Lücken der geltenden Gesetze entschlüpfen können und sicherlich vor einer zukünftigen, von sozialem Geist erfüllten Gesetzgebung nicht bestehen werden, nicht nur den staatlichen Richtern, sondern auch vor dem strengeren Forum, das über Ehre urteilt, verantwortlich sind? Kein Zweifel, gerade die Zeitungen, deren Herausgeber sich gegen das Urteil des Obersten Gerichtshofs auflehnen, wären, wenn wirklich von Zeitungsehre die Rede sein sollte, ehrlos, und weil von der Ehre eines Verbandes jene seiner Mitglieder abhängt, müßten ehrenhafte Leute wie die Herren Goldbaum, Poetzl und David ihren Journalen den Dienst kündigen und ihre gute Sache von Jobberei, Kuppelei und Skandalsucht reinlich scheiden. Aber die milde Klugheit unseres Obersten Gerichtshofs ist weit entfernt von der unerbittlichen Weisheit jenes höchsten Gerichts, das alles sittliche Tun richtet; sie rechnet mit der Schwachheit vom Leben bedrängter Menschen, und sie will redlichen Männern den Halt juristischer Argumente bieten, durch die sie sich vor ihrem Gewissen dafür zu rechtfertigen vermögen, daß sie sich halb unbewußt, halb schon wissend, den unsaubersten Zwecken dienstbar machen lassen und das Ansehen wie den Gewinn der Korruption fördern. Durch die Türe, durch die die Ehre — die in Wahrheit Ehrlosigkeit bedeutete — aus der 'Neuen Freien Presse' ausgetrieben ward, werden künftig vielleicht häufiger als bisher — das ist die ernste Gefahr, die das Urteil des Obersten Gerichtshofs birgt — Gelehrte sich einschleichen, den Weg aus der stillen Studierstube in die Öffentlichkeit finden; der Oberste Gerichtshof hat ihnen die Beruhigung zugesichert, daß die schmutzige Hantierung mit Drucker-schwärze nicht auf sie abfärbt und daß sie keine Minderung ihres Ansehens zu fürchten haben, weil es keine Ehre des Blattes gibt, die auf die Ehre der Mitarbeiter zurückwirkt. Und sollte man den Obersten Gerichtshof nicht wenigstens für die Offenherzigkeit loben, mit der er einen Grundsatz proklamiert, nach dem sein Vizepräsident Emil Steinbach handelt, wenn er in der Zeitung der Manchesterer Männer John Ruskins Lehre verkündet?

Die Heftigkeit, mit der die Herausgeber der freisinnigen Blätter das Urteil des Obersten Gerichtshofs bekämpfen, ist nur zu begreiflich. Es liegt im Interesse dieser Männer, den Glauben aufrecht zu halten, als ob Feilheit der Meinung, als ob die Förderung des schädlichsten Spekulantentums nicht das Maß ihrer eigenen, persönlichen Ehre bestimmen würden. Die Zeitung, das unpersönliche Wesen, soll Ehre haben. Und ebenso wie beim Gewinn, den der kapitalistische Zeitungsbetrieb bringt, soll auch bei dem Verlust an Ehre, der aus ihm erwächst, eine leoninische Teilung zwischen dem Arbeitgeber und den journalistischen Arbeitnehmern stattfinden. Je reichlicher bemessen der Anteil ist, den sich der Herausgeber vom Geldertrag des Zeitungsgeschäftes vorbehält und je karger den Schreibsklaven der Korruption der Lohn zuge-

messen wird, ein desto gehäuftes Maß der Mißachtung, die das korrupte Treiben erntet, soll durch die Schaffung einer Zeitungsehre, von der für jeden Redakteur sein Teil abfiele, vom Chef auf die Untergebenen überwältigt werden. Nichts ist natürlicher, als daß aus der lärmend angekündigten Kundgebung der Wiener Journalistik gegen den Obersten Gerichtshof schließlich ein Protest der Unternehmener unserer Concordia—Blätter wurde. Er vollzog sich, wie man erzählt, in vollzähliger Abwesenheit aller jener der Concordia angehörenden Journalisten, die zum Protest gegen einen Versuch, die persönliche Ehre der im Zeitungsdienste Fronenden anzutasten, berufen wären. Umso zahlreicher aber waren diejenigen versammelt, denen, wenn sie dem geheimsten Herzenswunsch Ausdruck zu leihen wagten, angesichts des Urteils des Obersten Gerichtshofs nur eins erübrigen würde: der Wunsch, daß durch richterlichen Spruch, wie diesmal die Zeitung, ein nächstes mal der Zeitungsschreiber als indifferent in Bezug auf die Ehre erklärt werden möge. Zu solcher Anschauung scheinen sie sich ja schon längst geeinigt zu haben, und daß dem in der Concordia bestehenden Ehrengericht keine andere Aufgabe zukommt, als ihr zum Durchbruch zu verhelfen, wird leicht erkennen, wer da weiß, daß jenes Ehrengericht niemals selbst in den flagrantesten Fällen der Verletzung der Schriftstellerehre eingeschritten ist. Wie viel bequemer wäre das Leben freisinniger Journalisten, wenn niemand mehr ihnen vorwerfen dürfte, daß sie die schwersten ehrenrührigen Anschuldigungen ruhig hinnehmen, niemand mehr, weil der Zeitungsredakteur ein Wesen ohne Ehre wäre, von ehrlosen Redakteuren reden könnte, und wenn man, so wie vor anderthalb Jahrhunderten das Wort »Canaille« als Bezeichnung des »gemeinen« Volks jeden üblen Sinn verloren hatte, ohne Empörung und Mißachtung von der »Journaille«, reden würde<sup>1</sup>. O

1 Der Gedankengang, der durch die voranstehende Betrachtung führt, wird in dankenswerter Weise von einem Wort erhellt, das neulich, anlässlich des Gastspiels des Deutschen Theater—Ensembles, auf der sonst schlechteren Erkenntnissen geweihten Bühne des Carltheaters gesprochen wurde. In einer der vier »Lebendigen Stunden« Arthur **Schnitzler's** ruft der sterbende Journalist Rademacher: »... Wissen Sie, woran ich zu Grund geh'? Sie meinen an den lateinischen Vokabeln, die da auf der Tafel steh'n —? Oh nein! An Gall', daß ich vor Leuten hab' Buckerln machen müssen, die ich verachtet hab', um eine Stellung zu kriegen. Am Ekel, daß ich Dinge hab' schreiben müssen, an die ich nicht geglaubt hab', um nicht zu verhungern. Am Zorn, daß ich für die infamsten Leutausbeuter hab' Zeilen schinden müssen, die ihr Geld erschwindelt und ergaunert haben, und daß ich ihnen noch dabei geholfen hab' mit meinem Talent. Ich kann mich zwar nicht beklagen: **von der Verachtung und dem Haß gegen das Gesindel hab' ich immer meinen Teil abbekommen, — nur leider von was anderm nicht.**« Diese eine Stelle verleiht der letzten dramatischen Arbeit des Wiener Schriftstellers eine Bedeutung, die ihr vermöge ihres künstlerischen Gehaltes nie zukäme. Das eigentlich Tragische einer Gestalt ist hier in einem Satze, der der Gesinnung seines Autors alle Ehre macht, erschöpft; er entschädigt für alle erschwitzte Psychologie, die an die Begegnung des Sterbenden mit seinem Jugendfreunde und an die anderen Variationen eines recht problematischen »Problems« gewendet erscheint. Kein Wiener Beurteiler und Überschätzer der »Lebendigen Stunden« hat aus der Fülle szenisch verkleideter Feuilletonbeobachtungen dies eine Wort hervorgehoben. Begreiflicher Weise. Aber Arthur Schnitzler möge aus der lebendigen Stunde, die es ihm eingab, innern Vorteil ziehen, und wenn er wirklich der größte Dramatiker Österreichs ist, sie meinerwegen »künstlerisch ausnützen«. Mit einem Satz hat er sich über einen wahrhaft dramatischen Konflikt hinweggesetzt, und hat, da ihn das »Verhältnis des Künstlers zum Leben« beschäftigte, nicht Leben gestaltet, sondern eine artistische Spielerei geboten. Anm. d. Herausgebers. [KK]

[Die Bestecher]

W eil wir noch kein Gesetz haben, das Bestechungen der Presse verbietet, sollte doch das öffentliche Urteil, das die Bestochenen richtet, die Geber der Bestechung nicht ganz vergessen. Mit Herrn Wolf ist man fertig, und daß der Mann, der sich vor zwei Jahren »lieber die Hand abhacken« als sich von Herrn Schönerer trennen wollte, heute verkündet, er müsse, weil er selbst und nicht Herr Schönerer vom Zuckerkartell bestochen wurde, an Herrn Schönerers Stelle der Führer der Alldeutschen werden, das ist bloß eine Burleske der Unmoral. Dringender ist es, sich um das Ethos der Leiter des Zuckerkartells zu kümmern. Ohne mit den Wimpern zu zucken, ohne den leisesten Versuch, zu leugnen oder wenigstens zu beschönigen, haben sie die Enthüllung, daß sie das Schweigen der Presse bezahlen, hingenommen. Das Opfer des Erpressers wird, wenn die Erpressung gelingt, verdächtig; aber wer freiwillig Schweiggelder anbietet, bekennt sich selbst zu unsauberen Machenschaften. Nicht daß das Zuckerkartell schädlich ist, sondern daß sie seine Schädlichkeit kannten und bewußt zu verwerflichen Zwecken verwerfliche Mittel anwandten, ist den Zuckerkartellmännern zum Vorwurf zu machen. Mit Ausartungen des Wirtschaftslebens mag in anderen Fällen der Volkswirt rechnen. Hier hat die öffentliche Moral zu richten. Und das Wort »Ausbeuter«, das ein wirtschaftliches System und nicht den einzelnen, der in ihm Mehrwert zusammenrafft, trifft, es reicht nicht aus, um den unehrenhaften und unredlichen Mehrwert zu brandmarken.

§



[Preßköter und Hundswut]

K einer, der einen Blick hinter die Kulissen des Preßtreibens tun und aus eigener Anschauung erfahren will, wie's gemacht wird, unterlasse es, sich die Nummer des 'Neuen Wiener Tagblatt' vom 8. Mai und die Abendausgabe desselben Blattes vom 25. April zu beschaffen. In der Nummer vom 8. Mai wird er auf Seite 12 die folgende Notiz finden:

*(Eine erfundene Nachricht)* In der letzten Nummer des in Bern erscheinenden 'Intelligenzblatt' heißt es: »In den letzten Wochen wurden in Steiermark und Kärnten wegen der dort herrschenden Hundswut mehr als tausend Hunde getötet. Gegen siebzig Menschen wurden heuer in diesen Ländern von wütenden Hunden gebissen, von denen mehrere an den Folgen des Bisses gestorben sind.« *Es ist überflüssig, zu bemerken, daß diese Nachricht, die offenbar den Zweck hat, den Fremdenstrom von den österreichischen Alpenländern abzulenken, vollständig erfunden ist.*

Die Worte »vollständig erfunden« sind im 'Neuen Wiener Tagblatt' besonders unterstrichen. Und nun ist der freundliche, hoffentlich nicht mehr allzulange preßfreundliche Leser wohl recht gespannt darauf, zu erfahren, was

im 'Neuen Wiener Abendblatt' vom 25. April gestanden war. Er blicke auf Seite 4 und lese:

*(Tausend Hunde vertilgt.)* In den letzten Wochen wurden in Steiermark und Kärnten wegen der dort herrschenden Hundswut mehr als tausend Hunde getötet. Gegen siebzig Menschen wurden heuer in diesen Ländern von den wütenden Hunden gebissen, von denen mehrere an den Folgen des Bisses gestorben sind.

Es ist »überflüssig, zu bemerken«, daß diese Nachricht offenbar den Zweck hatte, den Fremdenstrom von den österreichischen Alpenländern ab— und den Schweizer Hotels zuzulenken. Es ist überflüssig, zu bemerken — man bemerkt es ohnehin — , daß die erschreckten Kurverwaltungen in Steiermark und Kärnten sich endlich auf ihre Pflicht besonnen und nebst den die Inseratenspalten wieder füllenden Hotelanzeigen das Dementi vom 8. Mai eingesendet haben.

Es ist überflüssig, zu bemerken, daß nach Bedarf jederzeit auch in der Schweiz die Hundswut ausbrechen, überflüssig, zu bemerken, daß sie dort, wo sie etwa wirklich ausgebrochen ist, jederzeit gleich den bekannten Blättern an der Riviera durch die Presse unterdrückt werden kann. Und es ist schließlich überflüssig, zu bemerken, daß die Volksgesundheit durch wütige Hunde noch immer in geringerem Maße geschädigt wird als durch tollgewordene Preßköter, die gegen Bezahlung lügen, gegen Besserbezahlung sich der Lüge zeihen und dabei unentwegt — die »Ehre der Zeitung« reklamieren.

\* \* \*

[In Sachen des Ritualmordglaubens]

Wien, am 6. Mai 1902.

*An den verantwortlichen Redakteur der  
'Österreichischen Wochenschrift'!*

Auf Grund des § 19 Pr.—G. hat die folgende Berichtigung der in dem Artikel »Brimanus der Jüngere« in Nr. 18 enthaltenen unwahren Angaben zu erscheinen und zwar an derselben Stelle, in denselben Lettern und unter derselben Aufschrift, an der bzw. in denen, bzw. unter der der berichtigte Artikel erschienen ist:

Es ist unwahr, daß aus dem übrigens stilistisch falsch zitierten Satz in Nr. 100 der 'Fackel' hervorgeht, daß ich meinen Leserkreis glauben machen will, es gebe jüdische Sekten, in denen der Ritualmord geübt wird. Wahr ist, daß aus dem zitierten Satz bloß hervorgeht, daß ich die Taktik der jüdischen Presse dem Ritualmordglauben gegenüber mißbillige. Es ist unwahr, daß ich den Ritualmordglauben »brauche«, unwahr, daß ich eine »journalistische Spekulation auf den Blutbergglauben« unternehme, unwahr, daß ich den »Aberglauben vom Ritualmord verteidige«. Wahr ist im Gegenteil, daß ich in den bisher erschienenen Nummern der 'Fackel' wiederholt und in unzweideutiger Weise, durch Ernst und Spott, die Benützung des Ritualmordglaubens zu Zwecken der antisemitischen Propaganda verurteilt habe. Wahr ist,

daß ich auch in Nr. 100 der 'Fackel' ausdrücklich von einer »Mär von irgend einer Blutabzapfung« sprach, von einer »Dummheit«, die man sich ausleben lassen müsse, und von einer »Albernheit«, auf die die jüdische Presse jedesmal pünktlich hereinfalle. Wahr ist, daß ich mit klaren Worten auch diesmal wieder meinen Standpunkt in dieser Frage vertreten habe, indem ich einerseits betonte, daß die jüdische Presse durch ihr Treiben »dem auf Irrwege geratenen Antisemitismus die besten Vorwände liefere«, und andererseits beklagte, daß einer antisemitischen Presse, die »der kapitalistischen Blutsauger des Volkes im Texte der Annoncenseiten gedenkt«, der Ritualmord »die bessere Agitationswaffe dünke, als jener hundertmal gefährlichere Ritualraub, der erwiesen ist und auf den Blättern der österreichischen Wirtschaftsgeschichte mit schreienden Lettern verzeichnet steht«.

Der Herausgeber der 'Fackel'.

Dies Schreiben habe ich an den Rabbi Bloch gerichtet. Es hat bloß den Zweck, in tatsächlicher Beziehung das in dem Artikel »Brimanus der Jüngere« Gesagte richtigzustellen, Wegen der ehrenrührigen Anwürfe, die der Artikel sonst enthielt, habe ich gegen den Rabbi beim Wiener Landesgericht in Strafsachen als Schwurgericht die Klage überreicht.

\* \* \*

[Wo Diskretion Unehrensache ist]

**D**aß unsere freisinnige Journalistik, die die intimsten, in Ehescheidungsprozessen erörterten Angelegenheiten des Familienlebens ausposaunt, die Künstlerinnen in ihre Garderoben verfolgt, die bei den Wäschekästen fürstlicher Frauen herumschnüffelt und sich als Klatschbase an ihr Wochenbett drängt — daß diese Journalistik auch diskret sein kann, das hat die 'Neue Freie Presse' am 29. April im Börsenteil bewiesen: »Der Direktionsrat der Budapester Waren— und Effectenbörse«, so meldete sie aus Budapest, »hat in seiner am Freitag abgehaltenen Sitzung *einen der größten und reichsten Getreide—Terminsspekulanten* der hiesigen Börse für die Dauer von vier Wochen von dem Börsenbesuche ausgeschlossen. Es wurde dem Betreffenden zur Last gelegt und nachgewiesen, daß er in der vorigen Woche durch forcirtes Ausgebot den Versuch machte, die Notierungen der Getreidepreise zu beeinflussen.« Seinen Namen werdet ihr nie erfahren! Er heißt vermutlich Kohn oder Löwy, wenn er nicht schon Kende oder Levai heißt. Welches Zartgefühl, welche Skrupulosität gegen einen der skrupellosesten, und darum »größten und reichsten«, Spekulanten! Man könnte beinahe auf den Gedanken geraten, daß die 'Neue Freie Presse' plötzlich reaktionär geworden ist und den Getreideterminhandel für eine Pest, für eine widerliche Volkskrankheit hält: Die Syphilis und die Terminjobber werden in dem dezenten Blatt nicht beim Namen genannt.

Aber das Zartgefühl macht nicht vor den Affären der Börsengauner, also öffentlicher Schädlinge, Halt. Es umfaßt manchmal wirklich auch die Erörterung von Angelegenheiten des Privat— und Familienlebens. Wie anständig hat sich zum Beispiel die 'Neue Freie Presse' am 6. Mai benommen, da sie in einer unscheinbaren Notiz das Gerücht abtat, »der Sohn eines hiesigen Großindustriellen« sei in Amerika verunglückt. So war's in Ordnung. Wie aber, wenn

das private Unglück nicht eine dem Economisten nahestehende Persönlichkeit betrifft, wenn's keine Rücksicht gibt, der man eine Sensation zu opfern bereit ist? Wie infam wurde zum Beispiel ein paar Tage zuvor die »abgesagte Hochzeit« des Prinzen Radziwill mit der Gräfin Chotek beschnüffelt! In solchen Fällen scheint aus jeder Zeile die Zuversicht zu sprechen, daß die Entfernung zwischen dem Feudaladel und der 'Neuen Freien Presse' weit genug ist, um auch jede Berührung mittelst Hundspeitsche auszuschließen. Und da sich der Vater des Bräutigams mit einer scharfen Berichtigung begnügte und die Verschiebung der Hochzeit mit der Erkrankung der Braut erklärte, verstieg sich die Tapferkeit der besser informierten 'Neuen Freien Presse' zu der lapidaren Erklärung, das Dementi stehe »nicht ganz in Übereinstimmung mit der uns heute mittags zugekommenen Meldung«! ...

\* \* \*

### *Die Weihe des Hauses*

Es gibt jetzt mehrere Wahrzeichen des modernen Wien. Das Riesenrad, das aus Gabor Steiner's Reich verheißend winkt, Sigi Ernst's durch die Nacht flammende Initialen, die als ein Menetekel dem nach »Venedig in Wien« Wandernden verzeichnet stehen, und der »stattliche Bau«, den sich Herr J. Lippowitz errichtet hat. Es mußte viel alte Wiener Art entwurzelt werden, bevor der Palast des 'Neuen Wiener Journal' erbaut werden konnte. Nun kann die Verseuchung volkstümlichen Denkens durch eine international gesinnungslose Preßmache ihren Fortgang nehmen. Der neudeutschen Generalanzeigersitte haben Lippowitz & Comp. in Wien zum Durchbruch verholfen, jener ganz neuen Art, mit Hilfe von einfachen Scheren die sonst kostspieliger besorgte Unkultur zu verbreiten. Die Eigentümer des Blattes, das von täglich zusammengestohlenem Weltklatsch lebt und in dem kaum mehr als die infamste Wiener Kulissenschnüffelei geistige Arbeit ist, haben anläßlich der Einweihung des »neuen Hauses« ein Festbankett veranstaltet, über dessen Verlauf uns in sechs langen Spalten berichtet ward. Zwar wird zu Beginn des Artikels versichert, der Umstand, daß es sich um eine persönliche Veranstaltung, sozusagen um eine *Familienangelegenheit* des 'Neuen Wiener Journal' handelt, »verbiete, das Fest eingehender zu charakterisieren«. Wenn man aber bedenkt, wie »eingehend« erst das 'Neue Wiener Journal' dort zu »charakterisieren« pflegt, wo es es sich um *fremde* Familienangelegenheiten handelt, dann wird man die Beschränkung auf sechs Spalten in eigener Privatsache lobenswert finden ... Der Ministerpräsident hatte sein Fernbleiben in einem »liebenswürdigen« Schreiben entschuldigt, ließ aber einen offiziellen Regierungsvertreter von der Gastfreundschaft der Herren Lippowitz & Comp. Gebrauch machen. Herr v. Koerber selbst »sprach seine besten Wünsche für das Gedeihen« eines den Volksgeist vergiftenden Klatschblattes aus. Auch der in Dingen der Presse so schlecht beratene Herr Dr. Lueger übersandte Glückwünsche. Der Polizeipräsident, Herr v. Habrda, schrieb wörtlich: »Ich habe meine Herren er sucht, *möglichst zahlreich dort zu erscheinen* und dem herzlichen Wunsche Ausdruck zu geben für ein *gedeihliches Zusammenwirken von Presse und Polizei*. Gar mancher schöne Erfolg ist auf diese Weise entstanden, und so werde ich für meine Person stets für ein *gedeihliches Zusammenwirken* sein.« Ich nicht, Herr v. Habrda! Aber daß an der Tafel, an der Herr Buchbinder saß, die Herren von der Polizei »möglichst zahlreich« erscheinen sollen, ist immerhin ein löblicher Vorsatz. Leider waren nur die erschienen, die man *ohnehin* erwartet hatte: der Häuseradministrator Rothschilds, Herr Frankl, und der Mit-



arbeiter des 'Extrablatt', Herr Stukart ... Also sprach Lippowitz: »Wir Eingeweihten wußten es ja längst, daß das 'Neue Wiener Journal' Wurzel gefaßt hatte in dieser schönen Stadt; aber es fehlte das weithinragende Symbol dieser Bodenständigkeit, und nun erhebt sich auf dem festgefügtten, unerschütterlichen Grunde der alten Wiener Stadtmauer, *welche den Stürmen ungezählter Jahrhunderte getrotzt hat*, der stolze, kuppelgekrönte Bau des 'Neuen Wiener Journal'«. Wahr, wahr! In ein paar erschütternden Worten das Bild einer Entwicklung! Trotzdem fand der Wiener Girardi die Laune, ein Bänkchen vorzutragen. Ich brauche nicht erst hinzuzufügen, daß es von Julius Bauer und in Folge dessen zündend war. Die Unterhaltung war animiert, das Menü erlesen, das Arrangement der Tafel erweckte Bewunderung. »Auf dem Tischtuch«, so wird uns gemeldet, »zogen sich Rosenketten hin.« Man denke nur: Herr Buchbinder in *Rosenketten!* ...

\* \* \*

[Streik, Tuberkulose und 'Arbeiter—Zeitung']

**F**ast schon so gut wie bei den erprobtesten freisinnigen Blättern, klappt bei der 'Arbeiter—Zeitung' der Mechanismus des journalistischen Betriebs, und wer da weiß, wie es gemacht wird, staunt ob der Pünktlichkeit, mit der hier stets die Räder ineinandergreifen. Niemals eine Störung in der komplizierten Verbindung von redaktionellem und Inseratenteil! Angriffen auf die Donau—Dampfschiffahrts—Gesellschaft folgen deren »Eingesendet« auf dem Fuße, und mit dem Boykott einer Brotfabrik, deren Arbeiter im Streik stehen, korrespondiert die auffallende Annonce, die zum Bezug ihres unvergleichlichen Brotes harangiert. Die Rubrik »Streik und Boykott« ist eine Spezialität des sozialdemokratischen Blattes, und das Spezialitätengeschäft blüht. Da bringt die 'Arbeiter—Zeitung' am 3. Mai unter »Streik und Boykott« die folgende Mahnung:

»Achtung, *Schneidergehilfen!* Die Schneidermeister in *München* scheinen mit ihren Gehilfen absolut nicht Frieden machen zu wollen. Noch sind circa siebzig Arbeiter von der Aussperrung her nicht wieder eingestellt ... Dessen ungeachtet läßt der Arbeitgeberverband durch seine Agenten *in Böhmen Arbeiter suchen* ... Die Schneider werden deswegen gut tun, bei *Arbeitsangeboten aus München* die Verhältnisse in Betracht zu ziehen.«

Wie prompt diese Mahnung bei den — Arbeitgebern wirkt, das zeigt schon am nächsten Tage das folgende Inserat. Am 4. Mai steht mit großem, fettem Druck im Inseratenteil:

»Für Schneider! In meinen Betriebswerkstätten oder außer Haus finden tüchtige Schneider dauernde Beschäftigung auf Paletots und Sakkos bei hohen Löhnen. Kleiderfabrik Isidor Bach, München, Schwanthalerstrasse 53.«

Aber die Wirkung der Streik—Notiz war nicht genug ausgiebig. Am 5. Mai will sich kein weiteres Inserat einstellen, und so wird am 6. Mai die Mahnung erneuert:

»Achtung, *Schneidergehilfen!* Die Differenzen in München zwischen Unternehmern und Gehilfen sind noch immer nicht beigelegt. *Jeder Zuzug ist daher fernzuhalten.*«

Ganz richtig: Kein Geld, keine Schweizer — kein Zuzug von Inseraten, kein Zuzug von Arbeitern!

Für Methode zu halten, was vielleicht bloß Wahnsinn ist, wird auch der Gutgläubigste geneigt, wenn er die Fälle einer in der höheren Synthese der

Profitmacherei sich auflösenden Antithese zwischen redaktionellem Text und Inseraten gehäuft sieht. Kann denn wirklich die pflichtgemäße Obsorge für das materielle, geistige und gesundheitliche Wohl proletarischer Leser immer wieder straflos vernachlässigt werden, wenn es Annoncengelder zu ergattern gilt? An der Spitze der 'Arbeiter—Zeitung'—Redaktion steht als Herausgeber und leitender Redakteur ein Arzt, und das Blatt bringt als Beilage einen umfangreichen Prospekt, der in starken Lettern verkündet: »Lungenleiden (chronische Katarrhe und Schwindsucht) heilbar!« Das ist Interessenverrat schlimmster Sorte. Denn nichts muß einem Arbeiterblatte mehr am Herzen liegen als der ernste Kampf, den es gegen die Proletarierkrankheit zu führen berufen ist. Der Annoncenteil einer solchen Zeitung, der ihre Leser auch ohne die Mahnung, sich »bei allen Einkäufen auf sie zu berufen«, blindgläubig vertrauen, kann nicht peinlich genug vor falschen Empfehlungen bewahrt werden. Gewiß, die Skrupellosigkeit der 'Arbeiter—Zeitung' kommt nicht der Tasche eines einzelnen Profitmachers, sondern zuletzt wieder proletarischen Zwecken zugute. Aber wie bodenlos pervers ist diese Taktik: man schwächt die Gesundheit proletarischer Leser und stärkt dafür den Preßfonds der proletarischen Partei! Mag der Zweck hier manches sonst unerlaubte Mittel heiligen, mögen schlechte Zahnärzte und faule Ratenhändler den Arbeitern auch fürderhin an's Herz gelegt werden, schlechterdings unerhört ist es, im Sanierungsfeld der Tuberkulose den Inseratenagenten operieren zu lassen und durch Anpreisung irgend eines unerprobten Heilmittels tausend Kranken um den Preis ihrer letzten Habe eine trügerische Hoffnung einzugeben. Ärger als der »schwarze Tod« im Mittelalter, so erfährt der Arbeiter, ist die Lungentuberkulose; aber »Dr. Hoffmanns Glandulen« heilt sie sicher, »selbst wenn die Krankheit schon ziemlich weit vorgeschritten ist«. Dr. Hoffmanns Glandulen kann »mit Recht als ein Naturheilmittel bezeichnet werden«, aber auch zahlreiche Ärzte bezeugen seinen Erfolg. »Dr. D., Dr. B., beide in H., Dr. F. K. in B. und Dr. H. in C., Herren Prof. G. S. und V. M. in Neapel und die Öffentliche Krankenanstalt S.« — wer die Adressen enträtseln kann, mag bei ihnen nachfragen. Der Wiener Proletarier hat's nicht erst nötig; er hält sich an die medizinische Autorität des Dr. Victor Adler, des *einzigsten Arztes*, der mit seinem *vollen*, auf der 'Arbeiter—Zeitung' unterzeichneten Namen für »Glandulen« Propaganda macht.

\* \* \*

[Das »Pensionsinstitut der ungarischen Journalisten«]

Das »Pensionsinstitut der ungarischen Journalisten«, von Herrn Max Falk geleitet, ist unserer Concordia ebenbürtig und ihr an Offenherzigkeit sogar überlegen. Soeben ward der Ausweis der Einnahmen und Ausgaben während der 20 ½ Jahre seines Bestandes veröffentlicht: »357.329 K 79 h ist die Summe«, so heißt es dort, welche die bescheidenen Tagelöhner der Presse erspart und in die Kasse unseres Instituts eingezahlt haben: Daß die Tagelöhner der Presse wirklich bescheiden waren und nicht mit allzu großen Beiträgen protzen wollten, kann man daraus ersehen, daß im gleichen Zeitraum »insgesamt 762.222 K an *Spenden* einfließen«. Mehr als zwei Drittel des Vereinsvermögens ist also erbettelt worden. Beruhigend wirkt nur die Versicherung, daß unter den 762.222 K »allerdings auch *freiwillige* Spenden — unserer Mitglieder« enthalten sind. Doch ist anzunehmen, daß die unfreiwilligen Spenden den bei weitem größeren Teil der Summe ausmachten. Sehr fein ist die Tatsache umschrieben, daß Aktiengesellschaften eine höhere Leistung zu dem journalistischen Pensionsfonds zu zahlen haben als etwa Künstler, Schauspieler

und U. a. Genannte: »Die wohltätige Basis unseres Instituts haben ... alle Klassen des *volkswirtschaftlichen* und *gesellschaftlichen Lebens* mit *größeren* oder *kleineren Summen* gestärkt.«

\* \* \*

[Ein Frischauerdenkmal]

Ein Zeitungsausschnitt, der auf meinem Schreibtisch liegt, bringt mich in rechte Verlegenheit. Ich möchte ihn meinen Lesern übermitteln, aber ich vermag die passende Einkleidung nicht zu finden. Soll ich einfach zitieren, was ich im '*Berliner Tagblatt*' — man muß auch manchmal über die Grenze schielen — vom 8. Mai gefunden? Kein Leser würde mir's glauben, und was ich lachend geschaut, jeder für die aberwitzige Erfindung eines stoffhungrigen Humoristen halten. Man weiß ja noch immer nicht, daß die Wirklichkeit heute im Tragischen und im Heiteren weit erfindungsreicher als die düsterste, die burleskeste Phantasie ist. Und auch an dem entsprechenden Titel fehlt's mir: welches Schlagwort vermöchte den Inhalt jener überwältigenden Schilderung auszuschöpfen, die der Pariser Korrespondent des '*Berliner Tagblatt*', Herr Theodor Wolff, von der Skulpturenhalle einer soeben eröffneten Pariser Ausstellung entwirft? Ich kann nichts tun als mißtrauischen Lesern zu reden, sich die Ausgabe des '*Berliner Tagblatt*' vom 8. Mai zu beschaffen. Kranke werden bei der erfrischenden Lektüre des Feuilletons genesen, um sich sogleich wieder krank zu lachen. Es heißt dort wörtlich:

»Unter den berühmten Leuten, deren Marmorbilder und Büsten noch in der Halle zu sehen sind, befinden sich *Victor Hugo, Pasteur, Sarcey, Corneille* und der Pariser Korrespondent der '*Neuen Freien Presse*', mein teurerer Kollege Doktor *Frischauer*. Der russische Bildhauer *Sinayeff—Bernstein* hat die *eigenartigen Züge Frischauers* mit einer Lebendigkeit wiedergegeben, die frappierend wirkt, und mit einer *Sauberkeit, die erstaunlich* ist.«

\* \* \*

## **Aus einer Gerichtsverhandlung:**

### *Zwei Dichter und ein Staatsanwalt*

*Der Verteidiger:* » — — Da saßen Sie jetzt mit ihrem Kinde, und über Ihnen zwitscherten in den Bäumen die Vögel. Und da dachten Sie: Der Vogel ist glücklich, weil er sein Junges bei sich hat, und ich muß das meinige weggeben.«

*Der Gerichtssaalschmock:* » — — Damals als sie zur Nachtzeit dort im Erdreich wühlte, um ihr totes Kind heimlich zu betten, mochte ihre Kleidung nicht so sorgsam und gewählt gewesen sein wie heute. Vielleicht blickte sie zusammenfahrend, mit erschrecktem Ausdruck und fliegendem Haar um sich, wenn das Laub vom Winde stark bewegt wurde und sie besorgte, das Geräusch eines herannahenden Spähers zu hören.«

*Der Staatsanwalt:* » — — Eine Lüge ist es, daß sie einen Kuß auf die kalten Lippen des Kindes drückte, eine Lüge ist der Vogel, der, angeblich um Mitternacht, in den Zweigen sang.«

## Die Assimilationstheorie

»Bernhard Endler, der Geliebte der Janderka, ein 28jähriger Mann, in St. Georgen bei Pressburg ansässig, gibt zu, daß er ein Liebesverhältnis mit der Janderka unterhielt. *Sie wollte haben*, er solle sie *heiraten*. Da sie aber eine Christin sei und er ein Jude und er wußte, seine Eltern würden nicht einwilligen, sagte er, es werde schwer gehen.«

### *Einer, der's besser wissen muß*

Staatsanwalt: Sie sagten, daß Sie sich dem Endler hingaben, weil er Ihnen die Ehe versprach. —

Angeklagte: Ja, das war der Grund. —

Staatsanwalt: *Sie werden hören*, daß Sie schon seit Ihrem 16. Lebensjahre intim verkehrten. —

Angeklagte: Er war der Erste. —

Staatsanwalt. Er war nicht der Erste.

\* \* \*

[Neuerliche Aufklärung eines alten Spatzen]

### *Liebe Fackel!*

Du hast schon so oft gezeigt, wie unsere führenden Blätter die Vermittlung zeitgeschichtlicher Kenntnisse besorgen. Das Prinzipat über die öffentliche Unmündigkeit nimmt unsere 'Neue Freie' in Anspruch, und die apodiktische Sicherheit ihrer Aussprüche gilt leider immer noch bei vielen als exemplarisches Wissen und als Überlegenheit des Urteils.

Las da seinerzeit ein harmloser Vogelfreund von der Gefährlichkeit der Starkstromleitungen unserer elektrischen Straßenbahnen, las mit wachsender Bestürzung, wie die armen Spatzen bei der Berührung mit den Drähten tot zur Erde sinken, las gerührt: »nach dem letzten Tramwayroß wird bald auch der letzte Spatz aus den Straßen Wiens verschwinden.« ... Und da der Zeitungsmandarin so gesprochen, geziemte es dem lesenden Chinesen, nicht zu deuteln und zu zweifeln. Und obwohl seither Monate verstrichen sind und noch niemand einen Spatzen tot vom Leitungsdraht herabfallen sah, obwohl die Leser der 'Fackel' in Nr. 93 <sup>1</sup> sich an der Kundgebung eines alten Spatzen ergötzten, der die neue freie Spatzensterblichkeit energisch dementierte, obgleich die 'Hamburger Nachrichten' und andere ausländische Blätter lachend die Verbreitung dieses Dementis besorgten und die Spatzen es von den Leitungsdrähten piffen, daß die Neue Freie Physik eine voraussetzungslose Wissenschaft ist, zweifelte der gläubige Chinese noch immer nicht an der Sachkennerschaft der 'Neuen Freien Presse', setzte sich vielmehr, als der Frühling ins Land gezogen war, an den Schreibtisch und schrieb — seine Chiffre C. F. sei dem Gedächtnis der Nachwelt empfohlen — ein Feuilleton »*Veränderungen der Vogelwelt Wiens*«, das die folgende schwachsinnige Neuauflage des schon einmal verlachten Unsinn enthält:

»Die Zahl der Spatzen, die außer den Hauskatzen und übermütigen Buben ja kaum weitere Feinde hatten, war eher in Zunahme als in Abnahme begriffen, bis ihnen plötzlich in den elektrischen

---

1 # 07

Straßenbahnen ein ungeahnter, aber um so furchtbarer Gegner erstand, der schon in ganz kurzer Zeit eine auffallende Verminderung des Vogelbestandes herbeiführte. Der ausgespannte, zur Ruhe und Beobachtung so einladende Leitungsdraht äußert bei der geringsten Berührung seine tödliche Wirkung auf den Sperling. Wie ihm, so geht es hunderten seiner Artgenossen, und es scheint, als ob diese sonst so schlaunen Vögel sich der Gefahren der elektrischen Drähte immer noch nicht recht bewußt geworden wären.«

Nicht zur Entschuldigung kann es dienen, daß die Veröffentlichung im Morgenblatt der 'Neuen Zeitung' vom 10. Mai geschah, also in jener Zeitung, die für einen Kreuzer derlei Unkultur den weitesten und ärmsten Kreisen der Bevölkerung zugänglich macht. »Wie ihm« — dem gedankenlosen Nachschwätzer der 'Neuen Freien Presse' — »so geht es hunderten seiner Artgenossen, und es scheint, als ob diese sonst so schlaunen Vögel sich der Gefahren«, welche die Berührung mit der 'Neuen Freien' bringt, »immer noch nicht recht bewußt geworden wären«.

Ein alter Spatz

---

## ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

[Martinique]

*Geolog.* Die Vulkane auf Martinique spien, und sie speien weiter, da die geschäftige Nachrichtengier unserer Zeitungen mit bisher noch nicht erreichter Ekelhaftigkeit am Werke ist, die Katastrophe auszuschroten. Aber die Reporter verließen sich in diesen Tagen durchaus nicht auf die eigene erfinderische Kraft; jedes Blatt wußte sich irgend einen Mann der Wissenschaft zu eraffen, der über ein Ereignis, dessen äußeren Charakter noch nicht einmal verbürgte Nachrichten bezeichnen, sein Sprüchlein sagen mußte. Bis zu welchen Tiefen der Erniedrigung der Preßgehorsam akademischer Größen führen kann, zeigt der Fall des Professors Eduard SUESS, dessen wissenschaftlicher Autorität bisher weder die Sympathie der liberalen Journaille noch die Antipathie der antisemitischen zu schaden vermocht hatte. Der freundliche Herr, der nicht an den Ritualmord glaubt, durfte ein taugliches Streitobjekt geistesarmer Parteikämpfer abgeben; die Geologie war neutrales Gebiet. Aber, wenn Vulkane speien, läßt sich ein Mann wie Eduard Suess nicht bloß für den Freisinn ins Treffen schicken, sondern auch als Geolog mißbrauchen. Am 10. Mai schon muß er sich über den zwei Tage zuvor auf Martinique verübten Gewaltstreich der Natur sein Urteil gebildet haben, am 11. Mai wird es den Kunden des 'Neuen Wiener Tagblatt' serviert. Man könnte erwarten, ein Gelehrter von seinem Range würde der wissenschaftlichen Selbstachtung jede Rücksicht auf das befreundete liberale Blatt opfern und — wie einst Chamberlain in der 'Fackel' sagte — »den reklamesüchtigen Bedränger die Treppe hinunterwerfen«. Aber Eduard Suess ist gefällig und schreibt einen Artikel darüber, daß er nichts zu sagen hat. Zuerst ein Situationsplan der Insel: man kannte ihn auch schon vor Suess aus allen Geographielehrbüchern für Mittelschulen. Sodann heißt es:

»Soweit aus den bisherigen Berichten zu entnehmen ist, hat der Berg Pelée einen bedeutenden Ausbruch von Asche und Lava von sich gegeben. St. Pierre wurde von den feurigen Auswürfen überdeckt und zerstört.«

Prof. Suess erzählt also, was aus den »bisherigen Berichten« ohnehin zu entnehmen war. Doch weiter:

»Die NEBENERSCHEINUNGEN wie Verfinsterung (das ist doch eine FOLGE— und keine Nebenerscheinung), allgemeiner SCHRECKEN, der plötzliche Ausbruch von einzelnen Wahnsinnsfällen und dergleichen wiederholen sich FAST STETS bei ähnlichen großen Ausbrüchen.«

Aber um zu wissen, daß durch Aschenregen, Rauch und in der Luft massenhaft herumfliegende lichtundurchlässige Körper, also durch einfache Lichtverdeckung, eine Verfinsterung entsteht, daß die Leute meistens ERSCHRECKEN, wenn ihnen Untergang droht, und daß sogar manche wahnsinnig vor grauenhaftem Entsetzen werden — ja, um das alles zu wissen, braucht man doch wahrhaftig nicht Eduard Suess zu sein. Und warum so vorsichtig? Der Gelehrte hätte getrost sagen können: in solchen Fällen, nämlich wenn durch, Aschenregen u. dgl. die Sonnenstrahlen verdeckt werden, tritt IMMER eine Verfinsterung ein, in solchen Fällen erschrecken die Leute IMMER. Weiter:

»Es ist noch nicht genau zu ersehen, ob Brand oder Erdbeben oder vielleicht eine Flutwelle des Meeres das größere Unheil angerichtet haben.«

Ja freilich ist das noch nicht genau zu ersehen. Aber dazu bedarf's doch nicht eines Eduard Suess? Das hätte ja umgekehrt der Reporter dem Gelehrten sagen können. So wenig weiß jeder andere auch.

»Man muß in dieser Beziehung nähere Berichte abwarten, wie auch in Bezug der Zahl der untergegangenen Menschenleben, da der erste Schrecken immer die Berichte übertreibt.«

Ja gewiß muß man nähere Berichte abwarten, und das hätte auch Herr Prof. Suess tun sollen. Und daß wir warten müssen, bis die Zahl der zugrunde gegangenen Menschenleben festgestellt ist, daß der erste Schrecken übertreibt, wissen wir auch. Das braucht uns nicht erst St. Pierre zu lehren. Aber Prof. Suess fährt fort:

»Bei allen ähnlichen Vorgängen ist zu unterscheiden zwischen der Gewalt des physischen Ausbruches und dem verursachten verheerenden Schaden.«

Gewiß ist da sehr genau zu unterscheiden, weil's eben zweierlei ist, so wie Schießen und Sterben.

»Denn DER LETZTERE (der Schaden) HÄNGT VON DEM UMSTÄNDE AB, OB DIE BETREFFENDEN GEGENDEN STARK ODER WENIGER STARK BEVÖLKERT WAREN UND VON ANDEREN UMSTÄNDEN.«

Gewiß. Wenn mehr Menschen dort sind, gehen mehr zugrunde, wenn weniger, dann weniger, und wie sich's erst verhielte, wenn gar kein Mensch in St. Pierre gewesen wäre, kann man sich beiläufig ausdenken. Auch hängt der Schaden von »anderen Umständen« ab. Was hier Prof. Suess gemeint hat, ist leider nicht klar. Sicher ist, daß bei Schwangerschaft Schrecken besonders schadet ... In diesem Ton geht's fort bis zu dem folgenden Ausspruch:

»Ich wiederhole, daß die Zahl der untergegangenen Menschen keinen Maßstab für die Heftigkeit der physischen Erscheinung bietet.«

Und ich erkläre ebenso feierlich, daß umgekehrt die Heftigkeit der physischen Erscheinung keinen Maßstab bietet für die Zahl der untergegangenen

Menschen, denn wenn auf Martinique keine Menschen gewesen wären, so wären auch keine untergegangen, selbst wenn die »physische Erscheinung« noch so heftig gewesen wäre. Nun sollte man aber glauben, daß auf den Vordersatz ein logisch verwandter Nachsatz folgt. Keine Idee! Es wird daran erinnert, daß nach dem Ausbruch des Krakatau feine Asche in die Atmosphäre geschleudert und hierdurch eine rotgelbe Färbung des Sonnenaufgangs herbeigeführt wurde, und als Schlußsatz geschrieben.

»Es wird sich zeigen, ob der Ausbruch des Pelée einen ähnlichen Einfluß auf die Färbung des Sonnenaufganges bei uns ausüben wird.«

Gewiß wird sich das zeigen, aber diese Vermutung ist so naheliegend, daß sie als Prophezeiung im Munde oder aus der Feder eines Gelehrten eigenartig erscheint. Mit Sicherheit könnte man sagen, daß der Sonnenaufgang demnächst SCHWEFELGELB gefärbt sein wird ... Es tut einem im Herzen leid, zu sehen, wie ein Gelehrter es über sich bringt, seinen Namen als Aushängeschild für eine leere Auslage herzugeben. Aber Eduard Sues's kann als mildernden Umstand unwiderstehlichen Zwang für sich geltend machen. Das ist die furchtbarste Wirkung einer unumschränkt gebietenden Tagespresse, daß sie in ihrem Dienste Würde, Tradition und alle guten Werte korrumpiert. Und nichts vermag diesem Treiben zu steuern. Quod ferrum non sanat, ignis sanal. Möge sich, wenn die 'Fackel' nicht hilft, der Kahlenberg erbarmen! Wie denkt Professor Suess über seine vulkanischen Möglichkeiten?

[Die Brünner Wasserwerks—Aktien—Gesellschaft]

*Gutsbesitzer v. L.* Die mir übermittelten Daten über die »Brünner Wasserwerks—Aktiengesellschaft« sind nicht ganz richtig. Nach dem »Finanziellen Jahrbuch für Österreich—Ungarn, 1902« von Wischniowsky wurden den Aktionären 1250 im Jahre 1895 emittierte Aktien zum Kurse von 300 fl. angeboten, nachdem die Regierung — mit Recht — die Erlaubnis zu einer Emission al pari verweigert hatte. Der Preis von 300 fl. oder 600 K war auch angemessen, und wer den Vertrag zwischen der Aktiengesellschaft und der Gemeinde Brunn — die zur Einlösung der Wasserwerke im Jahre 1902 um den 16  $\frac{2}{3}$  fachen Betrag des Durchschnittsertragnisses der letzten fünf Jahre berechtigt war — kannte, der mußte auch voraussehen, daß die Aktien im Jahre 1902 tatsächlich für etwas mehr als 600 Kronen den Aktionären abgelöst werden würden. Aber wir leben in Österreich, und hier ist es ein altes Herkommen, daß Aktionäre immer durch zu geringe eigene Umsicht und durch die unverantwortliche Gebahrung der Bankiers zu Schaden kommen. Diesmal waren die Creditanstalt und das Haus S. M. v. Rothschild die Schädiger. Daß das Haus Rothschild Ihnen, daß die Creditanstalt ihrer Klientel den Ankauf von Brünner Wasserwerksaktien zu den Kursen, die im Jahre 1895 nach dem Emissionsbeschluß erreicht wurden — der höchste Kurs war damals 429 fl. —, empfahl und diese Aktien, die hundert Gulden über ihrem Werte notierten, als ein eminent sicheres und steigerungsfähiges Anlagepapier bezeichnete, das kann unmöglich in gutem Glauben geschehen sein. Die Creditanstalt hing denn auch den größten Teil der in ihrem Besitze befindlichen Wasserwerksaktien zu übertriebenen Preisen den Privatkapitalisten an; bis zum Schlusse des Jahres 1900 sank der Kurs unaufhaltsam bis zu 620 Kronen, und als im Herbst 1901 der Verkauf der Werke an die Gemeinde Brunn beschlossen wurde, hieß es, der Kaufpreis werde wirklich 620 Kronen für die Aktie ergeben. Jetzt erfahren die Aktionäre, daß sie noch einmal getäuscht wurden: ein Bericht des Liquidationskomitees teilte ihnen kürzlich mit, daß die Gesellschaft noch in alte wasserrechtliche Prozesse verwickelt ist und daß sie von der Höhe der Steuerbemessung keine Kenntnis habe. Aber die Steuerbemessung ist in Wahrheit,

weil das Gesetz bezüglich der Besteuerung des Liquidationsgewinns ganz klar spricht, nicht zweifelhaft. Daß Sie also im günstigsten Falle durch die Ratschläge des Hauses Rothschild einen Verlust von 200 Kronen per Aktie erleiden werden, ist gewiß. Dabei wird natürlich die Rothschildpresse auch fernerhin die »Reaktion« in Österreich dafür verantwortlich machen, daß das Aktienwesen keinen Aufschwung nimmt, und Herr Mauthner von der Creditanstalt wird weiter über die »spezifisch österreichischen Verhältnisse« klagen, unter denen keine Aktienemission mehr glücken will. Die Totengräber jammern über die hohe Sterblichkeit!

[Die ungarische Klassenlotterie]

*K. k. Postdirektion.* Es ist höchste Zeit, daß endlich etwas gegen die Überschwemmung der österreichischen Kronländer mit Aufforderungen, in der ungarischen Klassenlotterie zu spielen, geschieht. Den hiesigen Behörden kann es doch nicht unbekannt sein, daß dieses verbotene Spiel immer größere Verbreitung gewinnt. Und gerade weil der österreichische Staat — siehe kleines Lotto — die Ausbeutung der Dummen zu seinem eigenen Vorteil betreibt, hat er allen Grund, die Konkurrenz der ungarischen Ausbeuter zu unterdrücken. Die k. k. Postverwaltung brauchte nur die an ungarische Lotterie—Kollekteure gerichteten Bestellbriefe zu konfiszieren, amtlich öffnen zu lassen und ein paar Besteller empfindlicher Bestrafung zuzuführen. Den Budapester Schwindlern kann man ja nichts anhaben, aber man sollte wenigstens den Opfern heilsamen Schrecken einjagen. Die k. k. Postdirektion möge ein Verzeichnis der Budapester Kollekteure, die in Österreich Spieler werben, anlegen und es den Postämtern mitteilen. Wird dann auch einmal ein harmloser Brief inhibiert, so wird sich das noch immer eher rechtfertigen lassen als die amtliche Kontrolle der Korrespondenz von bosnischen Studenten. Die ungarischen Lotterie—Kollekteure erleichtern unserer Postverwaltung sogar wesentlich die Arbeit, da sie zu ihrer wie des Publikums Bequemlichkeit den Animirbriefen auch gleich Kuverts für die Bestellbriefe mit vorgedruckter Adresse beischließen. Etliche solcher Adressen liegen dem Herausgeber der 'Fackel' vor, und er denunziert sie gern der Postdirektion: es sind die Kollekteure KARL FEKETE, Franz—Deakgasse 14, MORIZ KLEIN, Elisabethgasse 48 und FRANZ WAGNER, Franciskanerplatz 2, sämtlich in Budapest. Die k. k. Postdirektion richte an das Publikum die Aufforderung, ihr weitere derartige Adressen durch Übermittlung der aus Budapest zugeschickten Spielpläne bekannt zu machen.

[Eine unvollständige Berichtigung des Direktors Gettke]

*Habitué.* Ich will Ihnen eine gelungene Probe direktorialer Preßfurcht bieten. Herr Direktor Gettke hat, wie Sie bereits wissen, nicht durch die Ablehnung eines Stückes des Herrn Hugo Ganz, sondern durch die Ablehnung eines Stückes irgend eines andern Angehörigen der 'Neuen Freien Presse' die Ungnade jenes Herrn Schütz sich zugezogen, der nicht nur den eigenen Gram über das frühe Hinscheiden seiner gottseligen »Sophia Dorothea« die Volkstheaterdirektion büßen läßt, sondern auch kollegialen Autorengroll zur kritischen Ausführung übernimmt. Wessen Sache war es, sich gegen die in der letzten Nummer korrigierte Meldung der 'Fackel' zu verwahren? Doch entweder die des Herrn Ganz, dessen Autoreneitelkeit immerhin gekränkt sein mag, wenn man erzählt, es sei ihm irgendwo ein Stück zurückgewiesen worden, oder die des Herrn Schütz, dessen kritische Autorität durch die Enthüllung seiner Motive in jedem Falle berührt ist. Aber Herr Schütz schweigt, Herr Ganz veröffentlicht in der 'Neuen freien Presse' eine Erklärung, und die 'Fackel' berichtigt — Herr Gettke. Knapp vor Drucklegung der Nr. 102 erhielt ich den folgenden Brief:



»Höflichst ersuche ich Sie, die in Nr. 101 Ihres geschätzten Blattes 'Die Fackel' gebrachte Mitteilung: das Raimundtheater habe ein Stück des Herrn Ganz abgelehnt, als gänzlich unzutreffend zu berichtigen. In größter Hochachtung ergebener Ernst Gettke.«

Vor der 'Fackel' hat der Direktor des Raimundtheaters die größte Hochachtung, vor der 'Neuen Freien Presse' aber die größte Furcht. Darum ist es begreiflich, daß er sich mit der 'Neuen Freien Presse' um jeden Preis gut stellen will, aber darum ist es auch unbegreiflich, daß er sich zu diesem Zwecke der 'Fackel' bedienen will. Herr Gettke weiß ganz gut, daß es ihm nicht obliegt, die literarische Reputation des Herrn Ganz zu verteidigen, daß er nur eine Nebensächlichkeit, die ich mit Vergnügen richtigstelle, berichtigt und daß es zur Beurteilung der Ethik des Herrn Schütz ganz gleichgültig ist, WELCHEM Herrn von der 'Neuen Freien Presse' der Raimundtheater—Direktor ein Stück zurückgegeben hat. Darum hätte er besser getan, mir überhaupt nicht zu schreiben, da er dem »Es ist UNWAHR« nicht die in Berichtigungen übliche Bejahung folgen lassen konnte: WAHR ist, daß ich einem andern Kollegen des Herrn Schütz einen Refus erteilt habe ...

[Vom Baumeister—Jubiläum]

*Zeitgenosse.* Ich weiß, daß BERNHARD BAUMEISTER zwischen dem 5. und 7. Mai öfter den Wunsch gefühlt haben muß, mit Götzens Faust auf einen Tisch zu schlagen und das Geschmeiß von Gratulanten und Reportern aufzuschmeißen. Der Kontrast zwischen der Erscheinung des Mannes und der ihn umwimmelnden Schar machte hohnvoll alle Feierlichkeit zuschanden. Das mögen die öffentlich Meinenden selbst gefühlt und darum umso unbefangener ihrer schmierigen Sitte gefrönt haben. Da die 'Neue Freie Presse' von Bernhard Baumeister sprach und dem Festtage deutscher Kunst, der im Burgtheater begangen wurde, vergaß sie nicht zu erwähnen, daß Herr Moriz Bauer vom Bankverein und Herr Feilchenfeld von der »Prager Eisen« dabei waren. Aber das macht nichts; als Klinger's Beethoven aufgestellt wurde, wußte sie auch zuallererst zu melden, daß die Industriellen Kohn und Wärndorfer ihn bereits besichtigt hätten. Man trachtet eben das fremdartig Große der Menge näher zu bringen. Man zieht es in seine Kreise. Der 'Extrablatt'—Löwy ist darin am radikalsten: er schreibt ein Feuilleton unter dem Titel »Wie ich mit Baumeister Bruderschaft getrunken habe!« Es ist lange her. Herr Löwy mußte erst durch einen gewissen Pollak aus Gaya, der ihn in New—York als Landsmann begrüßte, daran erinnert werden: vor siebzehn Jahren war's, bei der Zarenbegegnung in Kremsier; Baumeister spielte mit einigen Burgschauspielern; Herr Löwy war natürlich dabei und trank bei dieser Gelegenheit mit Baumeister Bruderschaft. Glaubhaft ist an der Geschichte entschieden die Bekanntschaft mit Herrn Pollak aus Gaya. Was Baumeister anlangt, so setzt Herr Löwy selbst bescheiden hinzu: »Seither sind fast siebzehn Jahre in's Land gegangen. Auch der vielgefeierte Jubilar von heute WIRD SICH AN DIE FÜR IHN GANZ UNSCHNEINBARE EPISODE NICHT MEHR ERINNERN.« Beinahe, ja beinahe glaube ich das selbst ...

---

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.  
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3